

Hilke Elsen

Linguistische Theorien

narr STUDIENBÜCHER

narr |
VERLAG

narr **STUDIENBÜCHER**

Hilke Elsen

Linguistische Theorien

narr |
VERLAG

PD Dr. Hilke Elsen lehrt germanistische Linguistik und Psycholinguistik mit den Schwerpunkten Wortbildung und Lexikologie an der LMU München.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2014 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem und säurefreiem Werkdruckpapier.

Internet: <http://www.narr-studienbuecher.de>
E-Mail: info@narr.de

Printed in the EU

ISSN 0941-8105
ISBN 978-3-8233-6847-2

Inhalt

Verwendete Abkürzungen und Symbole	9
Vorwort.....	11
0 Einführung	13
1 Anfänge.....	15
1.1 Indien – Sanskrit – Panini.....	15
1.2 Ägypten und arabische Länder	16
1.3 Griechenland.....	17
1.4 Römisches Reich	21
1.5 Mittelalter.....	21
1.6 16. –18. Jahrhundert	22
1.6.1 Sprachreflexion	22
1.6.2 Sprachbeschreibung.....	23
1.7 19. Jahrhundert	25
1.7.1 Sprachreflexion	25
1.7.2 Sprachbeschreibung – historisch-vergleichende Grammatik.....	26
2 Stammbaumtheorie und Junggrammatiker.....	31
2.1 Die historisch-vergleichende Methode	31
2.2 Die Junggrammatiker	36
2.2.1 Prinzipien der Sprachgeschichte.....	37
3 Europäischer Strukturalismus.....	43
3.1 Begründer des Strukturalismus.....	43
3.2 Was ist Strukturalismus?.....	43
3.3 Ferdinand de Saussure	44
3.3.1 Langue und Parole.....	45
3.3.2 Diachronie und Synchronie.....	45
3.3.3 Äußere und innere Sprachwissenschaft	47
3.3.4 Syntagmatische und assoziative (paradigmatische) Relationen.....	47
3.3.5 Das sprachliche Zeichen – <i>Signifiant</i> und <i>Signifié</i>	47
3.4 Strukturalismus als Beginn der modernen Sprachwissenschaft.....	49
3.5 Die Prager Schule	50
3.6 Weitere strukturalistische Strömungen in Europa	54

4	Amerikanischer Strukturalismus	57
4.1	Das gesellschaftspolitische Fundament.....	57
4.2	Sprache im Zeichen des Behaviorismus.....	58
4.3	Distributionalismus	61
4.4	Charakteristika der deskriptiven Linguistik	66
5	Sprachliche Relativität	71
5.1	Sprache, Denken und Kultur.....	71
5.2	Sprachliche Relativität.....	73
5.3	Sprachliche Relativität ist nicht Determinismus.....	75
5.4	Farben.....	77
5.5	Aktuelle Anwendungen.....	81
5.5.1	Metaphern und Manipulation.....	81
5.5.2	Feministische Sprachkritik.....	82
6	Wort und Lexikon.....	87
6.1	Das sprachliche Zeichen.....	87
6.2	Semantik.....	88
6.3	Zeichenmodelle.....	88
6.4	Wortfelder	90
6.5	Sinnrelationen.....	93
6.6	Merkmalssemantik	95
6.7	Probleme und Grenzen	98
7	Das Prototypenmodell	101
7.1	Traditionelle Kategorisierung	101
7.2	Prototypen.....	102
7.3	Unscharfe Grenzen	104
7.4	Stereotypen.....	106
7.5	Familienähnlichkeiten	107
7.6	Basisausdrücke.....	108
7.7	Probleme und Grenzen	108
8	Die generative Grammatik	115
8.1	Kleinste bedeutungsunterscheidende Merkmale.....	115
8.2	Transformationen.....	115
8.3	Regeln und das Generieren von Sätzen	117
8.4	Sprachliche Ebenen	120
8.5	Dominanz der grammatischen Aspekte	120

8.6	Universalität	121
8.7	Wird Sprache erlernt oder ist sie angeboren?	121
8.8	Generative Grammatiken	122
8.8.1	Der Beschreibungsapparat.....	123
8.8.2	Der theoretische Unterbau	127
8.9	Die kognitive Wende	128
8.10	Kritik.....	128
9	Syntaxmodelle	133
9.1	Der traditionelle Ansatz.....	133
9.1.1	Wortarten	133
9.1.2	Satz und Satzglieder	134
9.2	Stellungsfelder	138
9.3	Dependenz und Valenz	143
9.3.1	Das Modell von Lucien Tesnière.....	143
9.3.2	Kritik und Grenzen	146
9.4	Optimalitätstheorie.....	149
9.4.1	Straßenverkehr.....	150
9.4.2	Worttrennung.....	151
9.4.3	Syntax	153
10	Soziolinguistik – von der Theorie zur Disziplin	157
10.1	Praktische und theoretische Vorläufer	157
10.2	Bildungsschicht und sprachlicher Code	158
10.3	Empirische Grundlagen sprachlicher Heterogenität	160
10.3.1	Gesellschaftspolitische Vorbedingungen	160
10.3.2	Feldstudien.....	161
10.3.3	Konsequenzen für die Methodik von heute.....	164
10.4	Varietäten.....	166
10.5	Aufgabengebiete.....	168
11	Sprachwandelkonzepte	171
11.1	Sprachwandel in verschiedenen Ansätzen	171
11.2	Natürlichkeitstheorie	174
11.2.1	Natürliche Phonologie.....	174
11.2.2	Natürliche Morphologie	176
11.3	Sprachökonomie.....	179
11.4	Die unsichtbare Hand	180

11.5	Grammatikalisierung	181
11.6	Gibt es ein Fazit?	185
12	Funktionale Grammatik	189
12.1	Funktion ist nicht gleich Funktion	189
12.2	Die funktionale Satzperspektive	190
12.3	Modelle	194
12.3.1	<i>Functional Grammar</i>	195
12.3.2	<i>Systemic-Functional Grammar</i>	198
12.3.3	Der funktional-typologische Ansatz	200
13	Kognitive Ansätze	205
13.1	Kognitive Linguistik	205
13.2	Frame-Semantik	206
13.3	Idealisierte kognitive Modelle	207
13.4	Kognitive Semantik und Kräftedynamik	210
13.5	Kognitive Grammatik	212
13.6	Der Netzwerkgedanke	215
14	Konstruktionsgrammatik	221
14.1	Die Anfänge	221
14.1.1	Konstruktionen in der Kognitiven Linguistik	221
14.1.2.	<i>Unification Construction Grammar</i>	222
14.1.3	<i>Cognitive Construction Grammar</i>	223
14.1.4	<i>Radical Construction Grammar</i>	224
14.2	Gebrauchsbasierte und formal ausgerichtete Ansätze	225
14.3	Grundannahmen der gebrauchsbasierten Modelle	226
14.4	Wie real sind die Konstruktionen?	229
	Literatur	235
	Register	257

Verwendete Abkürzungen und Symbole

/ /	phonologische Transkription
[]	phonetische Transkription
{ }	morphologische Einheiten stehen in geschweiften Klammern
[ə]	Schwa, unbetontes <i>e</i> wie in <i>Lücke</i>
[ɛ]	offenes <i>e</i> wie in <i>Bett</i>
[œ]	offenes <i>ö</i> wie <i>Köpfe</i>
[ç]	stimmloser palataler Frikativ wie in <i>ich</i>
[x]	stimmloser velarer Frikativ wie in <i>hoch</i>
[χ]	stimmloser uvularer Frikativ wie in <i>Dach</i> , [x] und [χ] werden als /x/ zusammengefasst
[æ]	vorderer, fast offener, ungerundeter Vokal wie in engl. <i>cat</i> ‚Katze‘
[ŋ]	velarer Nasal wie in <i>eng</i>
ñ	palataler Nasal, Schriftzeichen im Spanischen
þ	Thorn ‚Dorn‘, bezieht sich auf das stimmlose <i>th</i> wie in engl. <i>thing</i> ‚Ding‘
*	Asterisk, rekonstruierter oder falscher Ausdruck

A	Adjektiv
A.	Akkusativ
Adv	Adverb
AdvP	Adverbphrase
alemann.	alemannisch
amerik.	amerikanisch
AP	Adjektivphrase
bair.	bairisch
CG	<i>Cognitive Grammar</i> , kognitive Grammatik
CL	<i>Cognitive Linguistics</i> , Kognitive Linguistik
CV-Struktur	Konsonant-Vokal-Struktur
CxG	<i>construction grammar</i> , Konstruktionsgrammatik
D.	Dativ
DET	<i>determinator</i> , Artikel
dt.	deutsch
engl.	englisch
EVAL	<i>evaluator</i> , Bewertungsmechanismus (OT)
FD	<i>force dynamics</i> , Kräftedynamik/Kraftdynamik
FG	<i>functional grammar</i> , Funktionale Grammatik
frz.	französisch
FSP	funktionale Satzperspektive
g.	germanisch
G.	Genitiv
GEN	<i>generator</i> , Erzeugungsmechanismus (OT)
GG	<i>generative grammar</i> , generative Grammatik
hochdt.	hochdeutsch
HPSG	<i>head-driven phrase structure grammar</i>
IC	<i>immediate constituent</i> , unmittelbare Konstituente
idg.	indogermanisch

KG	kognitive Grammatik
KL	Kognitive Linguistik
KxG	Konstruktionsgrammatik
lat.	lateinisch
N	Nomen
N.	Nominativ
NP	<i>nominal phrase</i> , Nominalphrase
oberdt.	oberdeutsch
OT	<i>Optimality Theory</i> , Optimalitätstheorie
Pl.	Plural
PP	Präpositionalphrase
SFG	<i>systemic-functional grammar</i> , systemisch-funktionale Grammatik
Sg.	Singular
sp.	spanisch
STEM	Stamm
sth.	stimmhaft
stl.	stimmlos
TP	thematische Progression
UG	<i>Universal Grammar</i> , Universalgrammatik
uridg.	urindogermanisch
V	Verb
VP	<i>verbal phrase</i> , Verbalphrase

Vorwort

Der vorliegende Band hat sich einen verständlichen, zusammenhängenden Überblick über die wichtigsten theoretischen Strömungen der Sprachwissenschaft von den Anfängen bis zur Gegenwart zum Ziel gesetzt. Es blieb daher nicht aus, vieles zusammenzufassen, zu kürzen und vor allem zu vereinfachen. Auch Lücken waren unvermeidlich, und viele Fragen konnten nur angerissen werden. Letztendlich geht es darum, mit diesem Leitfaden ein Verständnis für die verschiedenen Strömungen, ihre Gegenpositionen und die schöpferische Kraft der kritischen Auseinandersetzung zu vermitteln, die die Bereitschaft zu Veränderung voraussetzt.

Auf das generische Maskulinum wurde bewusst verzichtet. Wie im Kapitel 5.5.2 ausgeführt zeigen alle Experimente, dass es sich auf die mentale Repräsentation von Frauen negativ auswirkt und zu Assoziationen mit dem männlichen Geschlecht führt. Bei *Studenten* und *Autoren* denken wir hauptsächlich an männliche Vertreter. Die Frauen bleiben unsichtbar, auch mental.

Bei diesem Band haben mir wieder Kolleg/innen zuverlässig geholfen. Ich möchte mich darum ganz herzlich und ausdrücklich bedanken bei Sascha Michel für seine Anmerkungen zu Kapitel 8, bei Alexander Lasch und Alexander Ziem, deren kritisch-konstruktive Kommentare die beiden letzten Kapitel verbessern halfen, bei Ute Hofmann für die Durchsicht des kompletten Manuskripts und die wertvollen Anregungen für die Endfassung, bei Bau + Plan GmbH und Hans J. Hanke für alles, was mit Technik und Computer zu tun hat, und beim Narr Verlag für die zuverlässige und konstruktive Zusammenarbeit, vor allem bei Tillmann Bub und Karin Burger.

Oberschneitbach, im Oktober 2013

Hilke Elsen

0 Einführung

Diese Einführung ist in mehrfacher Hinsicht keine allgemeine Einführung in die Theorie der Sprachwissenschaft. Deswegen soll gleich zu Beginn auf die Grenzen hingewiesen sein. Erstens ist sie vom Ansatz her geschichtlich ausgelegt. Sie konzentriert sich auf die Meilensteine und auf Zusammenhänge und versucht, einen Überblick über die Entwicklung zu geben. Als Ergänzung zu den frühen Auseinandersetzungen mit Sprache seien Darstellungen speziell zur Sprachphilosophie empfohlen. Zweitens ist sie am deutschsprachigen Raum und an der deutschen Grammatik orientiert. Das heißt, aus Sicht der Nachbarwissenschaften mag es andere Schwerpunkte geben. Drittens stehen die nicht-generativen Strömungen im Mittelpunkt. Da es zahlreiche sehr gute Einführungen und Überblicksdarstellungen zu generativen Modellen gibt, wurde hier bewusst gekürzt.

Schon früh hat sich der Mensch mit dem Thema Sprache auseinandergesetzt. Die Sprachbetrachtung erfolgte zunächst intuitiv, religiös und dann gesellschaftlich-politisch motiviert. Wie in vielen anderen Kulturen war sie auch bei uns zunächst darauf bedacht, die Sprache und damit den Menschen als gottgegeben zu bestimmen. Die Auseinandersetzung mit Sprache stellte immer zugleich ein ideologisches Instrumentarium dar, um die jeweiligen heiligen Schriften in den Rang des Absoluten zu erheben. Erst spät reifte sie zu einer Wissenschaft. Entsprechend fielen die Betrachtungen anfangs instinktiv-philosophisch aus, dann praktisch-didaktisch und erst zuletzt wissenschaftlich-exakt und deskriptiv ausgerichtet. Die Suche nach Gründen, warum Sprache so ist, wie sie ist, und den Zusammenhängen mit neurologischen Fakten ist schließlich eine ganz moderne Entwicklung, und sie ist noch lange nicht abgeschlossen.

Täuschen wir uns nicht, die Debatten in der Linguistik waren nie und sind auch heute nicht durchweg sachlich, neutral und unvoreingenommen, aber wahrscheinlich gilt das für jede Wissenschaft. Die Linguistik kann nur das leisten, was die historische Entwicklung an Möglichkeiten bietet. Auch die sprachwissenschaftliche Theorie ist stets nur ein Kind der Zeit. Sie ist immer auch Antwort auf die Vordenker und geprägt vom Wissensstand, vor allem dem Nichtwissen zum jeweiligen Augenblick und von den politischen Strömungen. Deswegen ist sie ideologisch und wissenschaftlich beeinflusst und nicht frei. Jede Epoche hat ihr eigenes Denken und ihre eigene Auffassung von Sprache. Und so, wie sich der Mensch davon löste, dass Sprache, wie der Mensch selbst, gottgegeben und damit absolut ist, so gelangte er in das Chaos von Nichtwissen, aus dem wir uns seit Jahrhunderten herauszuarbeiten versuchen und eine Theorie nach der anderen aufstellen, um dahinterzukommen, was nun genau Sprache ist und wie sie funktioniert.

Jedes Zeitalter wirkte auf die Linguistik ein, allerdings prägten zusätzlich auch Fragestellungen und Forschungsinteressen unsere Wissenschaft. Denn je nachdem, ob philosophische Überlegungen im Mittelpunkt standen, Betrachtungen zu Semantik und Kategorisierungen oder die bloße grammatische Beschreibung, ergaben sich andere Lösungen und andere Theorien. Das führte zu vielen verschiedenen Möglichkeiten der sprachlichen Beschreibung und zu ständig neuen Definitionen. Sprache war u.a.

- ein Organismus, der sich nach biologischen Gesetzmäßigkeiten verändert (Schleicher)
- ein strukturiertes System von Zeichen (de Saussure bzw. Strukturalismus)
- biologisches Verhalten, bei dem Lautketten, die an bestimmte Bedeutungen gekoppelt sind, Reaktionen auslösen (Bloomfield, Behaviorismus)
- eine Menge von Sätzen (Chomsky)
- ein Werkzeug (Bühler)
- ein Repertoire an Mitteln (*set of resources*), aus dem sich die Sprachteilnehmer/innen bedienen, wenn sie ihre Gedanken symbolisieren und diese Symbole miteinander austauschen (Taylor)
- und ganz aktuell ein Netzwerk von Konstruktionen, von Form-Bedeutungspaaren.

Die Aufgaben der Linguistik und damit die Auffassung von Grammatik und von Regeln wechselten. Regeln sind für viele Algorithmen und gleichzeitig Vorschriften, die bedingungslos einzuhalten sind, für andere Regularitäten oder aber lediglich Tendenzen. Es ist daher zwingend, dass sich die Beschreibungen, die Erklärungen und mithin die Theorien grundlegend unterscheiden. Darum sei ausdrücklich betont: Es gibt nicht die linguistische Theorie, die recht hat, sondern immer nur die, die uns am meisten zusagt.



In den Übungsaufgaben werden exemplarisch Aufgaben bzw. Fragen bearbeitet, die die Leser/innen zunächst für sich beantworten und dann mit dem direkt folgenden Lösungsvorschlag vergleichen können. Sie dienen weniger der Abfrage von Wissen als der Veranschaulichung von Entwicklungen und der Einübung von Methoden und Vorgehensweisen. So soll das Besprochene wiederholt und/oder auch praktisch angewendet werden.



Solche Abschnitte warnen vor möglichen Missverständnissen, geben Diskussionshilfen und weisen darauf hin, wenn die heutige Forschung ein Thema anders auffasst.



Bei den Literaturangaben sind zunächst wichtige klassische Werke aufgeführt für diejenigen, die sich an den Originaltexten versuchen wollen. Es folgen weiterführende Publikationen, die als Einstieg dienen können, sich intensiver mit dem Thema zu befassen.

Wichtige Begriffe und Namen sind beim ersten Mal **fettgedruckt**.

1 Anfänge

1.1 Indien – Sanskrit – Panini

Die wahrscheinlich älteste ausführliche Grammatik der Welt von **Panini** markiert den Beginn der Sprachwissenschaft. Sie beschrieb das klassische Sanskrit in knapp 4000 Regeln und zusätzlichen Komplementen. Panini behandelte Semantik (Bedeutungslehre) /Etymologie (heute Lehre von der Herkunft, Entwicklung und Verwandtschaft der Wörter), Phonetik/Phonologie, Morphologie (Flexion und Wortbildung) und Syntax und griff dabei auch auf Vorarbeiten verschiedener anderer Gelehrter zurück. Wann genau Panini lebte ist nicht bekannt, meist wird ca. 500 v. Chr. angegeben. Sein eigentliches Ziel war die exakte Beschreibung der Sprache. Sanskrit ist eine Variante des Altindischen und damit den indogermanischen Sprachen zuzuordnen. Es war die klassische Gelehrten- und Literatursprache. Panini wollte deswegen nicht nur Wortschatz und Grammatik, sondern auch die Aussprache für die Nachwelt korrekt und möglichst detailliert festhalten. Die religiösen Schriften waren zuvor wohl schon seit mehr als 1000 Jahren v. Chr. in der Veda versammelt und wurden zunächst nur mündlich überliefert. Diese ursprüngliche Sprachform des Altindischen hieß daher Vedisch. Sie entwickelte sich zum eigentlichen Sanskrit. Sanskrit wurde und wird heute noch auch mündlich in religiösen Ritualen genutzt und gilt nach wie vor als heilig. Begriffe im Deutschen, die anfänglich aus dem Altindischen bzw. Sanskrit stammen, sind beispielsweise *Arier*, *Aschram*, *Dschungel*, *Guru*, *Ingwer*, *Kajal*, *Moschus*, *Swastika*, *Yoga* oder *Yogi*.

Vor allem Paninis morphologische Analysen prägten das neuzeitliche strukturalistische Denken sowie unsere Terminologie, vgl. *Dvandva* (Kopulativkompositum, vgl. *schwarzweiß*), *Bahuvrihi* (Possessivkompositum, vgl. *Rotkehlchen*) oder das phonologische Phänomen des *Sandhi*, das sich auf systematische phonologische Veränderungen bezieht, die durch das Zusammentreffen von Wörtern bedingt sind wie englisch *a pear* ‚eine Birne‘ vs. *an apple* ‚ein Apfel‘. Er benutzte Konzepte, wenn auch nicht die Begriffe, wie Phonem, Morphem, Affix, Nullmorphem und Wurzel. Er interessierte sich für etymologische Erklärungen als Ergänzung zur Grammatik. Er trennte zwischen Lautsystem und Schrift, zwischen Phonetik und Phonologie, zwischen Vokal und Konsonant. Er ordnete die Konsonanten nach Artikulationsort und -art. Er entwickelte ein Ablautschema, das später auch die Beschreibung des Deutschen beeinflusste. Die altindische Grammatik kannte vier Wortarten, Verben, Nomen, Präfixe bzw. Präverben und die nicht veränderbaren Wörter, oft als Partikeln bezeichnet. Panini nutzte formale Regeln für die Sprachbeschreibung und verfügte über einen bilateralen Zeichenbegriff, der aus Form und Bedeutung bestand. Paninis Sprachbeschreibung war analytisch-formalistisch und trug generative Züge, wenn komplexe Formen bzw. tatsächlich realisierte Äußerungen von ursprünglichen, zugrundeliegenden Formen abgeleitet wurden, statt sie in Listen aufzuführen. Ableitungen erfolgten über Operationen bzw. Regeln, es gab Einschränkungs-, Substitutions- und Expansionsregeln, auch kontextsensitive. Äußerungen konnten in komplexere Äußerungen integriert erscheinen. Klammern bestimmten komplexe Elemente als Teil komplexerer Elemente und damit auch den Anwendungsbereich von Operationen. Die Regelanordnung konnte intrinsisch oder extrinsisch (außerhalb des Regelsystems angelegt) sein. Ausnahmen zu den Regeln waren möglich. Bis auf den letzten Punkt erinnert das alles sehr stark

an die Grundannahmen von Chomskys generativen Grammatiken. Panini verließ letztendlich aber nie die Ebene der Sprachbeschreibung, denn das war wie eingangs erwähnt sein explizites Ziel.

Zwar wurde Paninis Grammatik in Europa erst im 19. Jahrhundert einem größeren wissenschaftlichen Publikum bekannt. Seine Gedanken konnten aber durch Saussure, der sich ausführlich mit dem Sanskrit beschäftigt hatte, die moderne strukturalistische Linguistik maßgeblich mitformen (vgl. Cardona 2000a, b) und später Einfluss auf die generative Grammatik nehmen (Kiparsky 1995).

Panini gilt als einer der größten Wissenschaftler der Welt. In seinem Werk finden wir viele Konzepte, die wir eigentlich mit der modernen Sprachwissenschaft verbinden, in einer ursprünglichen Form oder zumindest angedacht. Seine Arbeiten wirkten sich nicht nur auf das Verständnis von Grammatik aus, sondern auch auf die Mathematik und auf die heutigen Computersprachen.

1.2 Ägypten und arabische Länder

Im alten Ägypten gab es wohl bereits grammatische und lexikalische Übungen um 1200 v. Chr. sowie sprachvergleichende Texte mit Übersetzungen von älteren Varianten des Ägyptischen. Um 1700 v. Chr. entstand ein Handbuch mit Wortlisten zu einzelnen Vokabelbereichen wie Pflanzen, Tieren oder ägyptischen Städten. Sprachkontakte sind u.a. mit semitischen Sprachen und dann auch mit dem Griechischen anzunehmen. Das führte zu einem bewussteren Umgang mit dem Ägyptischen und der Vorstellung, die eigene sei die bessere Sprache. Einige ägyptische Kinder lernten Griechisch als Fremdsprache unter König Psamtik I (665–610 v. Chr.) (Borghouts 2000). Später verdrängte zunächst Griechisch, dann Arabisch das Ägyptische.

Im Zusammenhang mit der Entstehung und der Verbreitung des Koran entwickelte sich um 630 v. Chr. ein islamischer Staat, der schnell und weit expandierte, die arabische Sprache in viele Nachbarkulturen brachte und dadurch zu ausgedehnten mehrsprachigen Gebieten führte. Wie auch bei den Griechen und den alten Ägyptern galt die eigene Sprache allen anderen als überlegen, diese hingegen als nicht wichtig genug, um den Gegenstand wissenschaftlicher Überlegungen zu bilden. Allerdings bedeutete die Sprachvielfalt eine Gefahr für das (Hoch)Arabische des Koran, das gegen den „Verfall“ verteidigt werden musste. Wieder waren die Gründe, sich mit der Sprache zu befassen, religiös motiviert. Als erste arabische Grammatik gilt *al-Kitāb* ‚das Buch‘ von **Sibawaih** mit Kapiteln zu Phonetik, Morphologie und Syntax. Es entstand in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts n. Chr. und beschreibt sehr ausführlich das Altarabische. Hier finden sich auch Informationen zu Wortarten, zu Wortbedeutung und zu Unterschieden zwischen poetischer und gesprochener Sprache. Da die arabische Schrift nur die Konsonanten wiedergibt, war die Gefahr von semantischen Problemen größer als bei Alphabetschriften, und das war vor allem für die Lektüre des Koran unerwünscht. Die arabische Grammatik entwickelte daher zusätzliche Vokalzeichen, um vor allem auch bei Nichtmuttersprachler/innen Polysemien und Missverständnisse auf ein Minimum zu reduzieren. Ab dem 8. Jhd. wurden umfangreiche Wörterbücher und weitere Grammatiken verfasst, auch unter dem Einfluss des Griechischen und des Latein. Philosophische und logische Betrachtungen dürften mit auf griechisches Gedankengut zurückzuführen sein, das auf die islamische Kultur einwirkte.

Die arabischen Gelehrten kannten drei Wortarten, Nomen, Verb und Partikel, und beschäftigten sich auch mit der Struktur der Wörter, mit Wurzeln und Affixen. Sie trennten zwischen Lauten und Buchstaben. Die Beschreibung der Laute war wichtig, um zukünftigen Generationen die Aussprache des Korans und damit des klassischen Arabisch zu erhalten. Insofern trug die Beschäftigung mit der Sprache auch sprachpflegerische Züge (Berésin 1980, Levin 2000).

Für das 9. Jahrhundert werden dann zwei Richtungen angesetzt. Die Schule von Kufa bei Bagdad bemühte sich mehr um philologische Probleme bei der Interpretation von poetischen Texten, während die Schule von Basra am Persischen Golf mit ihrem wichtigsten Vertreter Sibawaih als Ziel eine geschlossene und systematische Grammatik hatte (Brekle 1985: 76). Grammatik war beschreibend-erklärend, einen übergeordneten theoretischen Hintergrund gab es noch nicht (Owens 1993). Allerdings besteht noch heute eine enge Verknüpfung zwischen dem korrekten Beherrschen der arabischen Sprache, wie sie der Koran vorgibt, und dem „reinen“, natürlichen logisch-philosophischen Denken innerhalb der islamisch-arabischen Tradition. Wahre Logik entspringt der „natürlich vernünftigen Verwendung der [arabischen] Sprache von selbst“ (Brekle 1985: 86). Logik ist nur und ausschließlich durch die Offenbarung des Koran gegeben, das Beherrschen des Hocharabischen ist dazu Voraussetzung, und die korrekte und unmissverständliche Konservierung des Textkorpus war und ist noch essentieller als in Indien oder Griechenland. Die Rolle der Sprachwissenschaft entwickelte deswegen in den arabischen Ländern neben der wissenschaftlichen eine ausgeprägte ideologische Dimension.

Durch die Monopolstellung der Bildungssprache Latein waren im Mittelalter Griechischkenntnisse und mit ihnen das Wissen um die griechische Kultur und Philosophie weitgehend verloren gegangen. Die Araber brachten im Zuge ihrer Expansionsbewegungen ihr Wissen und ihre Kultur nach Südeuropa, und so wurden im 12. Jahrhundert die Schriften Aristoteles zu Physik und Metaphysik aus dem Arabischen rückübersetzt und verhalfen den Themen Grammatik und Logik in Europa zu mehr wissenschaftlichem Gewicht.

1.3 Griechenland

Das antike Griechenland ist die Wiege der abendländischen Grammatikschreibung wie auch der Sprachphilosophie, Logik und Rhetorik. Allerdings wurde Sprache nicht an sich thematisiert, sondern immer im Zusammenhang mit erkenntnistheoretischen Überlegungen. Die geschichtlichen Eckpfeiler sind

- 8., 7. Jhd. v. Chr.: Dichtung (Homer, Hesiod)
- 7.–4. Jhd. v. Chr.: Vorsokratiker, Sophisten
- 428/7–348/7 v. Chr.: Platon
- 4. Jhd. v. Chr.–2. Jht n. Chr.: Stoiker
- 3., 2. Jhd. v. Chr.: alexandrinische Grammatik
- um 170/160–90 v. Chr.: Dionysius Thrax.

Unberührt von den Arbeiten indischer Wissenschaftler und ohne uns bekannte Vorläufer entwickelten die Griechen ihr eigenes Konzept von Grammatik. Zwar kannten sie Indien, interessierten sich aber nicht für das dortige philosophisch-kulturelle Gedankengut. Die früheste Auseinandersetzung mit der Sprache erfolgte rein auf philosphischer Basis, indem sie sich mit dem Verhältnis von Sprache, Denken und Wirk-

lichkeit beschäftigten (vgl. Schmitter 2000, Beresin 1980). Dabei bildete die Sprache selbst nicht den Gegenstand der Untersuchungen, sondern spielte bei anderen, grundsätzlichen Themen mit wie der Entstehung des Menschen, der Suche nach der Wahrheit oder der Frage, ob die Naturerscheinungen unabhängig von den Benennungen existieren. Die Griechen verstanden zunächst den Menschen und auch die Sprache als gottgegeben. Ein sprachlicher Ausdruck beruhte daher nicht auf Konvention, er wurde direkt vom Gegenstand bestimmt und war deswegen naturgegeben richtig. Daher führte der Weg zur Erkenntnis des wahren Seins der Dinge über die Wörter. Allerdings hatten die Griechen damals nicht unseren heutigen Wortbegriff, sondern gingen mehr von Namen bzw. Benennungen der Dinge aus. Es wurde zunächst auch nicht zwischen der Vorstellung und dem Namen für ein Ding getrennt, sie galten als Einheit. Die frühe Dichtung im 8. und 7. Jhd. v. Chr. weist bereits verschiedene Elemente der Sprachreflexion auf, sie war aber weniger wissenschaftlich als mystisch.

Die **Vorsokratiker** im 7. bis 4. Jhd. v. Chr. dachten kritischer und rationaler. Sie nahmen an, dass Benennungen bereits eine Erkenntnisleistung darstellen und trennten zwischen Vorstellung und Namen. Benennungen bildeten dabei den Gegenstand ab, waren also nicht beliebig (Heraklit, Parmenides, 500 v. Chr.). Später dann galten auch diese Beziehungen nicht mehr, wenn Benennungen als auf den Gebrauch beruhend, ohne Abbildfunktion, gesehen wurden (Demokrit, * 460 v. Chr.).

Die **Sophisten** beschäftigten sich weiterhin mit dem Verhältnis zwischen Namen und Dingen bzw. mit dem zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit, aber auch mit dem Wahrheitsgehalt von Benennungen und entwickelten die Rhetorik. Sprache war Ausdruck des Denkens, insofern stand auch die Bedeutung der Wörter zur Diskussion. Sie stellten Fragen zum Ursprung der Sprache, die für sie nicht gottgegeben, sondern vom Menschen erfunden war. Prodikos (5./4. Jhd. vor Chr.) konzentrierte sich auf die methodische Unterscheidung von Wörtern durch Synonymendifferenzierungen und schuf damit erste systematische semantische Analysen. Protagoras (ca. 485–415 v. Chr.) betrachtete auch grammatische Aspekte, er unterschied als erster drei Genera und beschrieb die vier Modi des griechischen Verbs.

Auch **Platon** (ca. 428/427–348/347 v. Chr.) war auf der Suche nach der Wahrheit. Er suchte sie ebenfalls zunächst in den Wörtern. Er sah die Namen als Werkzeug des Benennens mit kommunikativ-didaktischer Funktion und wurde so zum Vorreiter des Organonmodells (Kap. 6.3), da er auch die Kommunikation als Rahmen und damit Sender/innen und Empfänger/innen in seine Überlegungen einbezog.

In seinem Dialog *Kratylos* ging es um die Wahrheit und um die Richtigkeit der Namen, ob sie nämlich auf natürliche Weise richtig sind. Dazu musste der „wahre“ Sinn eines Wortes in der Ursprungsform gesucht werden – *étymos* ‚wahr‘, *-logía* ‚Wissen‘ – es entstand die Etymologie als Wissen des Wahren, die Suche nach der ursprünglichen, also „richtigen“ Form. Im Dialog gelingt das nicht durchgängig überzeugend. Eine Beziehung zwischen Lautung und Sache lässt sich nicht herstellen. Platon gelangte zu einem dreiteiligen zeichentheoretischen Modell, wie wir es später bei Ogden/Richards (1923) wieder finden. Die Verbindung zwischen dem Inhalt und dem Gegenstand war naturgegeben. Aber die Beziehung zwischen Vorstellung und Namen musste konventionell festgelegt sein, was Saussures Zeichenmodell und der Arbitrarität der Beziehung zwischen Form und Inhalt entspricht. Platon stellte damit die naturgegebene Richtigkeit des Namens und auch das Erkennen der Wahrheit mithilfe der Sprache infrage. Er trennte Betrachtungen zur Wahrheit von der Wortbedeutung, allerdings nicht in klaren Worten, da die Namen nun nicht mehr zur Erkenntnis

der Dinge herangezogen werden konnten. Vor dem Benennen und unabhängig davon musste es ja bereits das Erkennen der Dinge rein über die Vernunft gegeben haben.

Platons Schüler **Aristoteles** (384–322 v. Chr.) arbeitete Platons Ideen weiter aus. Wörter bildeten die kleinsten bedeutungstragenden Einheiten als Bestandteile eines Satzes. Dabei unterschied Aristoteles vier Wortarten: Nomen, Verb, Artikel und Konjunktion/Präposition (Arens 2000). Ein Satz war der Ausdruck eines vollständigen Gedankens. Aristoteles trennte zwischen Form, Inhalt und Gegenstand, wobei er aber ausdrücklich die lautliche der schriftlichen Darstellung gegenüberstellte. Wortform und Inhalt konstituieren das sprachliche Zeichen. Die Bedeutung eines Namens ergab sich für ihn aus dem jeweiligen Zusammenhang und beruhte auf Übereinkunft. Die Beziehung zwischen dem Wort und der Bedeutung wurde historisch überliefert, während die Ideen zu den Dingen bei allen gleich und damit naturgegeben waren. Zur Beziehung zwischen Form und Gegenstand äußerte er sich nicht (Weidemann 1991: 181). Aristoteles beschäftigte sich u.a. mit Rhetorik und den Prinzipien der Logik. Davon ausgehend trennte er wie vorher schon Platon den Satz bzw. das Wortgefüge (*lógos* ‚Aussage‘, ‚Rede‘, ‚Wortgefüge‘) im Sinne der Logik in zwei Teile, in Gegenstände und Aussagen dazu. Damit führte er Platons Begriff des Satzes bzw. der Aussage fort. *Ónoma* (Nomen (im Nominativ)/Name/Wort/Subjekt) und *rhēma* (Aussage/Zeitwort/grammatisches Verb/Verbgruppe/Prädikat) entsprechen heute Subjekt und Prädikat – der Ausgangspunkt der Syntax. Für Aristoteles konnte ein Name für sich allein nicht falsch sein, sondern erst, wenn etwas hinzugefügt wurde, also erst im Satz bzw. in einer Aussage. Die Frage nach der Richtigkeit des Namens stellt sich also gar nicht erst. Insgesamt ergab sich auch bei Aristoteles die Beschäftigung mit Sprache wieder nur im Zusammenhang mit anderen Themen und bildete keinen Untersuchungsgegenstand per se.

Das philosophische System der **Stoiker**, 4. Jhd. v. Chr. bis 2. Jhd n. Chr., gründete sich auf Logik, Physik und Ethik. Sie stellten so ethisch-moralische Urteile auf eine wissenschaftliche Basis. Die Beurteilung von richtig und falsch geschieht über die Sprache. Sie war für die Stoiker ein natürliches Mittel, Gedanken und Gefühle auszudrücken. Damit kamen der Grammatik und der Systematisierung der nominalen und verbalen Formen eine wichtige Rolle zu. Auch die Stoiker trennten zwischen Form, Bedeutung und Gegenstand. Sie kannten die Grundlagen der Phonetik. Sie klassifizierten die Wörter nach fünf Wortarten: Nomen, Namen, Verben, nicht deklinierbare Konjunktionen und deklinierbare Artikel. Sie benutzten den Begriff Kasus für Nomen und führten die Etymologie als analytisch-semanticches Verfahren, Wörter zu interpretieren, weiter. Sätze im Sinne von Äußerungen wiesen eine sprachliche und eine gedankliche Struktur auf, dies war getrennt zu betrachten.

Alexander der Große, ein Schüler Aristoteles, hatte in kurzer Zeit viele Länder erobert einschließlich Ägypten und Persischem Reich. Damit konnte sich das Griechische als Regierungssprache schnell verbreiten. Alexander gründete 331 v. Chr. Alexandria an der Westspitze des Nildeltas als griechische Hauptstadt Ägyptens, und hier entwickelte sich bald ein kultureller und wissenschaftlicher Gegenpol zu Athen. Zwei unterschiedliche Grundpositionen zur Darstellung von Sprache bestimmten die damalige Diskussion, die mit den Stoikern begonnen hatte – und deren Existenz im Übrigen nicht hundertprozentig gesichert ist. Bei den formalistischen **Analogisten** in Alexandrien stand das Sprachsystem im Vordergrund, das für die Regelmäßigkeiten der Grammatik verantwortlich ist. Sie sahen Harmonie und Symmetrie in der Sprache wie auch in der Natur und wandten sich gegen abweichende Formen in der Flexion. Analogie galt als wichtiges Prinzip der Grammatik. Die philosophisch ausgerichteten

Anomalisten in Griechenland beriefen sich auf den Sprachgebrauch, der zu Unregelmäßigkeiten und Ausnahmen von der Norm führt. Platon und die Stoiker orientierten sich an der Theorie und suchten nach der Wahrheit und dem Ursprung der Dinge etc. Die Gelehrten in Alexandria waren hingegen keine Philosophen, sondern Philologen und praktisch ausgerichtet, denn sie lehrten u.a. Griechisch als Fremdsprache und benötigten für den Unterricht Grammatiken und mithin normative Vorgaben. Als wichtigste Vertreter gelten **Aristophanes** (257–180 v. Chr.), **Aristarchos** (216–144 v. Chr.) und **Dionysius Thrax** (um 170/160–90 v. Chr.).

Die alexandrinische Schule, 3. und 2. Jhd. v. Chr., wollte in erster Linie die Texte großer Autoren bewahren und damit auch die (bessere) griechische Sprache. Sie befanden sich im fremdsprachlichen Gebiet. Ihre Arbeiten gingen bei der Beurteilung der Literatur daher nicht rein beschreibend vor, sondern normativ mit moralischen Akzenten. Sie trennten zwischen Lauten und Buchstaben und präzisierten den Wort- und Satzbegriff, ohne aber zunächst näher auf die Grammatik einzugehen. Aus dem Bedürfnis heraus, die griechische Sprache für die Nachwelt korrekt festzuhalten, eine Basis für den Erwerb des Griechischen zu schaffen und um das Verständnis griechischer Literatur bei den Nachbarvölkern sicherzustellen, entstand um 100 v. Chr. das erste umfassende systematische Werk zur griechischen Grammatik auf der Grundlage der Texte verschiedener Dichter und Prosa-Schriftsteller, die *Tékhnē grammatikē*. Sie wird meist Dionysios Thrax zugeschrieben, einem Schüler von Aristarchos und von ihm stark beeinflusst. Die Urheberschaft gilt als umstritten. Ziel der Schrift war die Verbesserung des Umgangs mit poetischen und Prosatexten und das korrekte Vorlesen. Sie beinhaltete aber auch kritische Überlegungen dazu, was einen guten und was einen schlechten Text ausmacht. Überhaupt stellte die Beschäftigung mit Texten, ihr Erhalt, ihre Kritik, eine der wichtigsten Aufgaben der alexandrinischen Philologen dar. Darum standen neben den Wortarten und der Morphologie, hier vor allem die Grundlagen der Flexionsparadigmen, grammatische Regularitäten insgesamt und auch die Phonologie für die richtige Aussprache im Mittelpunkt sowie Etymologie und Interpunktion. Thrax bestimmte acht Wortarten, Nomen (dazu auch Adjektiv), Verb, Partizip, Artikel, Pronomen, Präposition, Adverb und Konjunktion, und verschiedene grammatische Kategorien wie Tempus, Kasus und Numerus. Syntax wurde erst später von **Apollonius Dyscolus** (ca. 100 n. Chr.) näher beschrieben anhand von Beziehungen, die heute unter Rektion und Kongruenz bekannt sind (Seuren 2001: 39). Sein Werk ist das erste ganz erhaltene zur griechischen Grammatik, das überdies auch als solche intendiert war.

Neben den wechselnden Positionen zum Zusammenhang von Sprache, Denken und Wirklichkeit entwickelte sich allmählich ein System bei der Analyse von Wörtern. Sie wurden einerseits als sprachliches Zeichen mit den Aspekten Form, Inhalt und Bezug auf den Gegenstand betrachtet, andererseits aber auch als Teil der Rede, also unter grammatischen Gesichtspunkten. Noch stand die Wortartenklassifikation im Vordergrund, Syntax in unserem Sinne gab es lange nicht. Damit verbunden entwickelten sich Logik und Rhetorik. Die Entwicklung entfernte sich immer mehr von einem gottgegebenen Verständnis von Sprache hin zu einem distanzierteren und kritischeren Umgang. Das Studium der Sprache mit dem Ziel, den Sprachunterricht zu verbessern, etablierte sich und bildete einen zweiten Schwerpunkt neben den lang schon andauernden weltanschaulichen Diskussionen. Langsam trennten sich philosophische Betrachtungen und Sprachanalysen, die aber noch keinen eigenständigen Untersu-

chungsgegenstand bildeten (vgl. Berésin 1980, Blank 2000, Schmitter 2000, Seuren 2001).

1.4 Römisches Reich

Der Grieche Krates (200–150 v. Chr.) brachte 169/8 v. Chr. die griechische Grammatik nach Rom und initiierte so eine intensive Auseinandersetzung mit sprachlichen Strukturen, die viele Jahrhunderte lang andauerte. Die Konzepte und Begriffe wurden auf das Lateinische übertragen und angepasst. Ein herausragender römischer Gelehrter war Marcus Terentius **Varro** (116–27 v. Chr.). Er unterschied als erster zwischen Flexion und Derivation, setzte sich ausführlich mit etymologischen Fragen auseinander, berücksichtigte auch eine logisch geprägte Syntax, übertrug mathematische analogische Formeln auf die Sprache und legte damit die Grundlagen des lateinischen Deklinations- und Konjugationssystems. Insgesamt schuf er das wahrscheinlich größte Werk zur lateinischen Grammatik und etablierte gleichzeitig die *ars grammatica* als eigene Wissenschaft mit den Abteilungen Lautlehre, Formenlehre und Stilistik. Seine Schriften sind jedoch nur zum Teil erhalten. Aelius **Donatus** (4. Jhd.) schrieb eine ausführliche Grammatik, *ars maior*, und eine didaktisch gekürzte Version dazu, die nur aus Morphologie bestand, *ars minor*. Sie diente vielen Schülergenerationen im Grammatikunterricht als Grundlage und lieferte die Termini und Kategorien, wie wir sie noch heute kennen. **Priscianus** Caesariensis (6. Jhd.) verfasste die wohl umfassendste noch erhaltene Grammatik des Lateinischen, die auch Abschnitte zu Orthographie, Prosodie und Syntax beinhaltet. Sie galt jahrhundertlang als Standardwerk der Gelehrten und als Aufbauwerk zur *ars minor*.

Rhetorik und Grammatik spielten in Rom eine Schlüsselrolle bei der Ausbildung, unabdingbar für das korrekte Beherrschen der Sprache und der Dichtung und wichtig für viele Berufszweige. Im Gegensatz zum griechischen elitären Einzelunterricht war das römische Schulsystem eine öffentliche Einrichtung und stand vielen Schülern offen. So ließen sich zahlreiche Römer und vor allem auch die Nachbarvölker erreichen, die die Grundlagen römischer Kultur und Sprache schon im Kindesalter verinnerlichteten. Schulsystem und Inhalte verbreiteten sich nicht nur im damaligen Römischen Reich, sondern auch später im mittelalterlichen Europa und wurden zum Ausgangspunkt für die moderne Grammatikschreibung (vgl. Murphy 2000).

Donatus und Priscianus etablierten und systematisierten das Modell der Paradigmen, das Flexionsformen eines Musters auflistet. Insgesamt schufen diese Grammatiker die Basis für die spätere wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Lateinischen (vgl. Taylor 1991, 2000, Jungen/Lohnstein 2007).

1.5 Mittelalter

Im mittelalterlichen Europa stellte Latein die wichtigste Fremdsprache dar, bedingt durch die politische und ökonomische Ausdehnung des Römischen Reiches. Darüber hinaus formierte sie sich immer mehr zur Sprache der Gebildeten und zur Publikationssprache. Die in den alten Texten verwendeten und in den traditionellen Grammatiken beschriebenen Sprachformen und die tatsächlich in Rom und Umgebung gesprochene Variante entwickelten sich allerdings auseinander.

Nach wie vor sind zwei grundlegende Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit Sprache zu unterscheiden, theoretische, sprachphilosophische Überlegungen einerseits und praktisch angelegte Betrachtungen von Einzelsprachen andererseits, vor allem eben Latein. Die Grammatikschreibung blieb zunächst unverändert, denn Donatus und Priscianus bildeten jahrhundertlang die Basis für den Unterricht. Allerdings kam der Grammatik eine zentrale Rolle im Bildungssystem zu, bedeutete sie doch die Grundlage für das Studium anderer Disziplinen und für das Textverständnis.

Ab dem 10. Jahrhundert wurde Aristoteles langsam wiederentdeckt und mit ihm die Logik. In Abkehr zur Schulgrammatik und der formalen Betrachtung von Sprache orientierten sich Reflexionen über (die lateinische) Sprache im Mittelalter semantisch und universalistisch: Die **Modisten** gingen davon aus, dass die Wahrnehmung der Wirklichkeit bei allen Menschen gleich ist. Die Sprache spiegelt die Wirklichkeit auf bestimmte Art und Weisen (lat. *modi*) wider. Die Modi des Seins entsprechen denen der Gedanken und denen der Bezeichnungen. Die Eigenschaften eines Dinges finden sich in den Gedanken und Wörtern wieder. Die Modisten bestimmten Wörter über Merkmale und Funktionen, nicht anhand der Form, ebenso die Wortarten und andere grammatische Kategorien wie Numerus, Kasus und Tempus. Die Weisen des Bedeutens, des Ausdrucks (*modi significandi*) führen zu einer logisch-semantisch geprägten Grundlage der Grammatik. Auch die inhaltlichen und grammatischen Prinzipien sind bei allen Sprachen gleich. Entsprechend arbeiteten die Modisten an einem universalgrammatischen Konzept.

Die philosophischen Grundgedanken des Mittelalters beruhten auf der **Scholastik** (11.–14. Jhd.), einer am Schulbetrieb (lat. *scholasticus* ‚zur Schule gehörend‘) orientierten Richtung mit klaren, formstrengen, wissenschaftlichen Begriffen, Vorgehensweisen und Argumentationen. Glaube und Tradition bildeten die Basis für philosophische Betrachtungen. Die Scholastiker waren theoretisch-logisch ausgerichtet und stark durch aristotelisches Gedankengut beeinflusst.

Im Zeitalter der Renaissance von 1350 bis zum 16. Jahrhundert erfolgte eine „Wiedergeburt“ der Werte der Antike und eine Loslösung aus der „Dunkelheit“ des Mittelalters, in dem die lateinische Sprache immer mehr verfiel, die antike Einheit des Mittelmeerraums von den arabischen Völkern zerstört wurde und die Völkerwanderung ebenfalls zu politischen und kulturellen Veränderungen führte. Die Kirche als Alleininstanz geistiger Gewalt verlor zusehends an Macht. Traditionelle Formen in Kunst und Literatur wurden nun wieder aufgenommen und weiterentwickelt. Daher rührte auch das starke Interesse an den Schriften der griechischen Philosophen, die vor dem 10. Jahrhundert kaum wahrgenommen worden waren. Wie im alten Griechenland galten die Würde des Menschen und die Entfaltung der Persönlichkeit als hohe Werte. Der Renaissance-Humanismus forderte die Pflege der griechischen und lateinischen Kultur und Sprache als Antwort auf die politischen Umbrüche in Europa.

1.6 16.–18. Jahrhundert

1.6.1 Sprachreflexion

Zum Beginn der Aufklärung gegen Ende des 17. Jahrhunderts begannen die Menschen, sich der Vernunft als Instanz für Erkenntnisprozesse zuzuwenden (Rationalismus). Die Naturwissenschaften gewannen an Gewicht und verdrängten mehr und mehr christlich überlieferte autoritätsbezogene Werte. Naturgesetze wirkten unab-

hängig von Konfession und Konvention und führten zu Freiheit und Unabhängigkeit des Einzelnen.

Mit den Modisten hatte eine auf den Prinzipien der Logik begründete Auseinandersetzung mit Grammatik begonnen, die von der reinen Strukturbeschreibung fort zu semantischen Aspekten führte. So ließ sich ein Nomen nicht mehr aufgrund der Kasusendungen bestimmen, sondern aufgrund seiner Auswirkungen auf Falschheit und Richtigkeit der Aussage bzw. aufgrund der Bedeutung. In Frankreich etablierte sich der Rationalismus mit **René Descartes** (1596–1650, „ego cogito, ergo sum“) – nicht durch Sinneswahrnehmungen, sondern nur durch rationales Denken gelangen wir zur Erkenntnis. Die Sprache ist Zeichen der Intentionalität, durch die wir uns vom Tier unterscheiden (Coseriu 2003: 184). Descartes arbeitete an der Idee einer Universalsprache, die methodischer und klarer als die existierenden Sprachen das Denken erleichtern würde und mit der sich alle Menschen verständigen könnten. Sie sollte leicht zu lernen sein, keine Unregelmäßigkeiten aufweisen und über eine einfache Grammatik verfügen.

In Weiterführung einer logisch begründeten Grammatik entstand die Idee, dass sie eben deswegen universal sei und allen Sprachen zugrunde liegt. Alle Menschen nehmen die Wirklichkeit einheitlich wahr. Gegenstände und Vorstellungen von den Gegenständen sind für alle die gleichen. Grammatische Strukturen sind in den Sprachen prinzipiell ebenfalls gleich, nur die Wörter sind jeweils anders. Denken geschieht unabhängig von Sprache. In diesem Sinne beschrieb die **Grammatik von Port-Royal** (bei Paris) 1660 die logischen Grundlagen „aller“ Sprachen, es handelte sich im Wesentlichen um Lateinisch, auch Griechisch, Italienisch, Französisch und Hebräisch. Die Grammatik beschäftigte sich mit Wortarten, Syntax und Semantik. Hier finden wir eine Unterscheidung von Substantiv und Adjektiv, von konnotativer und denotativer Bedeutung und, aufbauend auf Erkenntnissen von **Franciscus Sanctius** (1523–1600), Anklänge an Tiefen- und Oberflächenstrukturen, und zwar einer allgemeinen semantisch-gedanklichen Ebene und einer formalen der jeweiligen Sprache (Gardt 1999: 210). Damit die Grammatik für alle Sprachen gelten konnte, wurden Wörter und Beziehungen über Bedeutung und Funktion bestimmt. Sie waren universell gültig.

Im Gegensatz zu abstrakten Grammatiken mit theoretisch-systematischem Tenor und als Gegenposition zum Rationalismus nahmen in England **Francis Bacon** (1561–1626) und **John Locke** (1632–1704) an, dass unser Wissen viel auf sinnlicher Empfindung beruht, nicht allein auf Vernunft oder angeborenen Ideen. Die Empiristen billigen der Erfahrung viel Raum zu. Hypothesen sollten daher durch Experimente überprüft werden. Ausgangspunkt aller Betrachtung ist die Beobachtung, das heißt Daten. **Gottfried Wilhelm Leibniz** (1646–1716) führte Bacons und Lockes Idee, Sprache könne das Denken beeinflussen, weiter aus. Für ihn dient die Sprache nicht nur der Kommunikation, sondern sie strukturiert und beeinflusst unser Denken. Erkenntnis und Denken hängen von der Sprache ab (Gardt 1999: 233f.).

Rationalistisch-universalistisches Gedankengut finden wir später bei Noam Chomskys generativer Transformationsgrammatik wieder, der sich ja auch gegen empirisch ausgerichtete Kollegen wie Leonard Bloomfield wandte.

1.6.2 Sprachbeschreibung

Die Beschreibungen einzelner Sprachen waren nicht theoretisch-philosophisch, sondern praktisch orientiert. Im 12. Jahrhundert basierte der Grammatikunterricht auf Donatus und Priscianus und einigen Erweiterungen und Kommentaren und befasste

sich mit dem Lateinischen, weniger mit dem Griechischen. Noch war Latein auch Publikationssprache. Die Beschäftigung mit dem Deutschen (vgl. Rössing-Hager 2000) zeigte sich im 15. und 16. Jhd. zunächst nur in Form von Hilfsmitteln für den Unterricht. Erste deutsch-lateinische Wörterbücher entstanden, Zusammenstellungen deutscher Flexionsparadigmen, aber alles nur, um die Vermittlung des Lateinischen zu erleichtern, seiner Aussprache, Orthographie und Grammatik. Latein blieb auch Gegenstand der Sprachreflexion. Die Grundlagen der lateinischen Grammatik wurden aber mehr und mehr für die Beschreibung des Deutschen verwendet, während gleichzeitig das Deutsche auch der Vermittlung des Lateinischen diente. Neben den erst einmal nur illustrativen deutschen Flexionsparadigmen kam es nun zu Richtlinien für gutes Deutsch und damit zu Vorschlägen zu Syntax, Aussprache und Überlegungen im Rahmen von Etymologie bzw. Wortforschung. 1534 beschrieb **Valentin Ickelsamer** (um 1500–1540) relativ systematisch Etymologie, Orthographie, Lautung, Morphologie und Syntax des Deutschen, bezog sich dabei aber noch stark auf das Lateinische. Eine Synonymensammlung erschien 1550 von **Jacob Schöpfer**. Er stellte die Ausdrücke aus verschiedenen Regionen des deutschsprachigen Gebiets zusammen. Die ersten vollständigen Grammatiken des Deutschen wurden im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts auf Latein publiziert (Laurentius Albertus 1573, Albert Ölinger 1573/74, Johannes Clajus 1578). Sie richteten sich noch nach dem lateinischen Grammatiksystem aus, insofern musste sich das Deutsche am Lateinischen messen lassen und war notgedrungen weniger „gut“. Diese Grammatiken behandelten neben Flexion und Syntax auch Wortbildung, Etymologie und Orthographie.

Im 16. und 17. Jahrhundert fand die deutsche Sprache mehr und mehr Würdigung. **Martin Luther** (1483–1546) hatte die Bibel ins Deutsche übersetzt und der „Volks“sprache zu einem ganz neuen Stellenwert verholfen, da sie sich als tauglich für die Übersetzung der heiligen Schrift erwies. Sie konnte nun gezielt Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtungen werden. **Justus Georg Schottelius** (1612–1676) schrieb 1663 eine sprachpflegerische, normative Grammatik des Deutschen und behandelte dabei Wortbildung, Flexion und Syntax (Wortstellung und Kongruenz) sowie Sprachtheorie, Poetik und Rechtschreibung. **Johann Christoph Gottsched** (1700–1766) veröffentlichte ab 1748 verschiedene Schriften, in denen er Wortstellung, Orthographie, Etymologie (Wortforschung, Derivation und Flexion, Wortarten), Syntax und Prosodie behandelte. 1754 erschien **Carl Friedrich Aichingers** (1717–1782) Sprachlehre, deren systematischer Syntaxteil drei Satztypen ansetzt, die auf Reihenfolgebeziehungen von Subjekt, Verb und Objekt beruhen. **Johann Christoph Adelung** (1732–1806) publizierte ausführliche Arbeiten zu Grammatik und Lexikographie und konzipierte einen verbindlichen Standard, das Hochdeutsche. Die meisten späteren Schulgrammatiken orientieren sich an seinem Werk. In Abkehr zur lateinischen Grammatik setzte Adelung beispielsweise nur vier Kasus für das Deutsche an und zehn Wortarten.

1.6.2.1 Wortarten

Die Einteilung der Wörter in Klassen hat eine wechselhafte Geschichte. Formale, inhaltliche und syntaktische Kriterien wurden in unterschiedlichen Gewichtungen bei der Bestimmung der Wortarten herangezogen, was auch immer die Verhältnisse der Bezugssprache widerspiegelte. Platon teilte den Satz in Onoma (Nomen/Subjekt) und Rhema (Verb/Prädikat). Das sind nicht Wortklassen, sondern Satzteile. Die Unter-

scheidung war somit zunächst eine syntaktische bzw. logische, da es Syntax noch nicht gab. Aristoteles tat es ihm gleich, grupperte die Wörter darüber hinaus formal und inhaltlich in Nomen, Verben und die Verbindungswörter, die „nichts bezeichnen“, also Konjunktionen und Artikel. Die Stoiker hatten zunächst vier, dann fünf Wortklassen: Nomen, Namen, Verb, nicht deklinierbare Konjunktion, deklinierbarer Artikel. Danach setzten Dionysius Thrax und Apollonius Dyscolus acht Wortklassen an: Nomen (dazu auch Adjektiv), Verb, Partizip, Artikel, Pronomen, Präposition, Adverb, Konjunktion. Die lateinische Grammatik übernahm zunächst diese acht Wortklassen von den Griechen, allerdings ersetzte sie die Artikel durch Interjektionen: Nomen, Verb, Partizip, Pronomen, Präposition, Adverb, Konjunktion, Interjektion. Varro unterschied nur vier Wortklassen aufgrund von Flexion: Nomen, Verb, Partizip, Adverb. Da die Grammatik von Port-Royal allgemeingültig sein sollte, bestimmte sie die Wortarten semantisch (Nomen, Pronomen, Artikel, Partizip, Präposition, Adverb, Verb, Konjunktion, Interjektion). Gottsched hatte dann neun Wortarten (Artikel, Nomen, Pronomen, Verben, Partizipien, Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen und Interjektionen). Noch immer bildete das Adjektiv keine eigene Wortart im Gegensatz zum Partizip.

Adelung löst sich davon und bezog sich mit seinen zehn Wortarten auf die aktuelle Situation des Deutschen. Er ging wie Gottsched semantisch vor und bestimmte so „Redeteile“. Adelung setzte Wörter für selbständige Substanzen (Hauptwort, Substantiv) an, für Eigenschaften (Eigenschaftswort, Adjektiv) oder für das Verhältnis zwischen zwei selbständigen Dingen (Präposition). So gewann er die zehn Wortarten Substantiv, Adverb, Präposition, Konjunktion, Verb, Adjektiv, Artikel, Zahlwort, Pronomen und Interjektion. Er verzichtete als erster auf das Partizip und bestimmte das Adjektiv als eigene Kategorie. Mittlerweile wurde allerdings das Zahlwort aufgegeben und stattdessen die Partikel entdeckt.

Vergleiche zwischen verschiedenen Grammatiken zeigen, dass die Unterteilung in Wortarten auch heute noch nicht endgültig entschieden ist.

1.7 19. Jahrhundert

1.7.1 Sprachreflexion

Eine universalistisch angehauchte, aber doch eher relativistische Position vertrat **Wilhelm von Humboldt** (1767–1835). Zwar gab es für ihn allgemeine, übereinzelsprachliche Gesetze des Denkens, die grammatischen Phänomenen entsprechen. Gleichzeitig aber konstituiert das Denken die Sprache (Gardt 1999: 235ff.). Da die jeweiligen Sprachteilnehmer/innen je anders denken, ergeben sich auch verschiedene Weltanschauungen, die sich jeweils anders in den Sprachen spiegeln, unterschiedliche Sprachen, auch hinsichtlich des mentalen Systems, und unterschiedlich ausgebildete Konzepte. Sprachfreies, objektives Denken wiederum gibt es nicht (vgl. sprachliche Relativität, sprachlicher Determinismus, Kapitel 5).

Humboldt ging von der Vorstellung von Sprache als Organ bzw. einem systematischen Ganzen aus. Da er zahlreiche Sprachen kannte, arbeitete er sprachvergleichend und darüber hinaus sprachhistorisch. In diesem Zusammenhang entstand die Überzeugung, die in Ansätzen auch bei Locke und Leibniz zu finden war, dass Sprachen

sich verändern können, dass somit nicht jede für sich statisch, sondern Wandelprozessen unterworfen ist. Dabei sind aber die verschiedenen Stadien einer Sprache nicht gleich gut. Sprachen, die Wörter ohne Flexion verwenden, befinden sich in einem ursprünglicheren Stadium, sie sind auch kognitiv einfacher. Wenn sie Endungen entwickeln, erlaubt dies, mehr und komplexere Gedanken auszudrücken. Humboldt stellte in Anlehnung an Schlegel vier Sprachtypen zusammen, wobei die europäischen als flektierende Sprachen die „vollkommensten“ waren, gefolgt von den agglutinierenden (Turksprachen), den inkorporierenden („einverleibenden“, Indianersprachen) und den isolierenden als „unvollkommenstem“ Typ (Chinesisch). Damit arbeitete er mit am Konzept der Sprachtypologie aufgrund morphologischer Kriterien und bereitete die historisch-vergleichende Grammatik vor.

1.7.2 Sprachbeschreibung – historisch-vergleichende Grammatik

Missionare verbreiteten das Christentum zusammen mit der lateinischen Sprache und der westlichen Kultur. Sie versuchten sich auch an der Beschreibung fremder Sprachen, die sich aber nicht alle mit den griechisch-lateinischen Grammatikkonzepten erfassen ließen, so dass die Grammatikkenntnisse erweitert werden mussten. Zusätzlich wurden auch mehr europäische Sprachen beschrieben, was dann zu ersten Überlegungen zur Sprachverwandtschaft führte. Im 18. Jahrhundert begründeten Jacob und Wilhelm Grimm die Germanistik als akademisches Fach.

1808 markiert einen Meilenstein in der Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft. Bis dahin war kaum etwas über das Altindische bekannt gewesen. Als Sprachursprung galt meist das Hebräische. Überhaupt wurde Etymologie bisher eher spekulativ betrieben. Im 16. Jahrhundert verfassten Missionare erste Briefe mit Hinweisen zum Sanskrit und zur Ähnlichkeit zwischen dem Altindischen, Griechischen und Latein. Einige größere Beschreibungen gingen verloren und wurden viel später erst wiederentdeckt. Dann kamen Vermutungen über die Verwandtschaft mit den europäischen Sprachen auf, z.B. von **Sir William Jones** (1746–1794). Das Interesse hielt sich aber lange Zeit in Grenzen. In Paris, Rom und London gab es Schriften zu Grammatik und Wortschatz, und bedingt durch die koloniale Expansion Englands entstand eine Auseinandersetzung mit dem Sanskrit in Indien selbst, die aber nicht rein wissenschaftlich war, da sie sich an den politischen Bedürfnissen der britischen Krone orientierte. Insgesamt hatten sich in Europa Informationen zum Altindischen nur sehr schleppend verbreiten können. 1808 nun veröffentlichte **Friedrich Schlegel** (1772–1829) sein Werk über das Sanskrit und die Verwandtschaft mit dem Griechischen, Lateinischen und Persischen und verhalf ihm zu dem wissenschaftlichen Rang, den es heute noch innehat. Er stützte damit die Vermutungen zu den Zusammenhängen zwischen den europäischen Sprachen und stellte ein analytisches System für ihre Beschreibung vor. Aufbauend auf Beobachtungen seines Bruders unterschied **August Wilhelm Schlegel** (1767–1845) die drei Sprachtypen isolierend, agglutinierend und flektierend und trennte letztere in analytische und synthetische Sprachen.

1816 verglich **Franz Bopp** (1791–1867) das Konjugationssystem des Sanskrit u.a. mit dem des Griechischen, Lateinischen, Persischen, Slavischen und den germanischen Sprachen. Es folgten Abhandlungen zur gesamten Grammatik, die dann auch weitere europäische Sprachen einbezogen. Er begründete dadurch die Vergleichende Grammatik und prägte außerdem den Begriff der *indogermanischen* (idg.) Sprachen, der außerhalb des deutschen Sprachraumes später mit *indoeuropäisch* wiedergegeben